

40] Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.
(Schluß.)

— Aber, lächelte Seastrom — er ist Amerikaner und wird sich zu bergen wissen.

— Und G. Maitland Wolsey, Esq.?

— Der Schwindler!

Helge fuhr unwillkürlich zusammen:

— Schwindler?

Herr Seastrom lachte:

— Ja, Herr. Allerdings ein Schwindler! Er trug den Namen tatsächlich mit vollem Recht; aber er war nicht der Maitland Wolsey, der seine Londoner Klubmann, sondern sein Vetter. Dieser hier war ein schwarzes Schaf, den die Gesellschaft in einem kritischen Augenblick als Deckung vorschob — als Promotor, wie wir sagen. Eigentlich kam er hier herüber, um sich eine reiche Heirat zu verschaffen, und das wäre vielleicht auch geglückt in dem großen Schafstall von New York, wo die Schafe begehrlich nach den europäischen Böden schleckten, deren Hörner ihnen die aristokratische Krummbiegung der „Gesellschaft“ zu haben scheinen. Die Vergoldung liefern sie. Es wäre auch, wie gesagt, dazu gekommen, wenn er sich nicht eines Nachts im Manhattan-Klub auf Falschspielerei hätte ertappen lassen. So war er überall versempt, und die Kennyon-Berwandten schickten ihn zum Teufel, nachdem sie ihm noch tausend Pfund ausbezahlt hatten, damit er seinen Namen ändern sollte. Jetzt soll er in Yokohama oder Singapur oder Kalkutta sein und eine Art Spielklub errichtet haben — Profit!

Helge Wendel dachte:

— Und der hat über uns zu Gericht geseffen! Ohne weiteres alte, verheiratete Männer, ganze Familien auf die Straße gesetzt. Das ist eine Phase des freien Landes. Europäische Abenteurer, die das Schicksal der Eingewanderten lenken.

— Und S. Tenney Ranch — wie geht's dem?

— Tenney, sagte Seastrom und verschlang eine gebadene Auster — ja, der war ja Amerikaner und setzte einen Goldgrubenschwindel ins Werk — auf dem unteren Broadway. Verkaufte massenhaft Aktien — ohne Goldminen, selbstverständlich. Zuletzt wurde es aber doch zu arg, und da er die Polizei nicht genügend bestach, mußte er nach Kansas City flüchten. Aber irgendwie kam er wieder zurück, und da fahnten sie ihn ab. Jetzt sitzt der spanische Affe, wie ihn der arme, alte Andersson zu nennen pflegte, in Sing-Sing eingesperrt.

— Unsere Richter! murmelte Helge.

Lange saßen sie beieinander und plauderten bei einer schwarzen Flasche und ein paar Siphons. Und in dem blauen Rauch begannen vor Helge neue Luftgebilde zu schimmern. Am frühen Novembermorgen gleitet still ein großer Dampfer durch den Hafen von New York.

Wie eine Reihe von Monden spiegeln sich die Dampfen der Ventile in dem grauen Wasser. Achterwärts kreisen Fischmönne um die rote, rauschende Union Jack.

Es ist starker Nebel, und der Kolos schwimmt langsam, mit dumpfen Zylinderschlägen, längs der Ufer des Hudson dahin. Dann und wann stößt das Nebelhorn ein markerschütterndes Geheule aus.

Die frischgeschauerten Dielen des Verdecks sind feucht und es tropft von der lachweißen Kelling, von den gefirnigten Wörds, von Messing und Segeltuch. Rettungsboote und Bojen tragen das Flaggwappen der Kennyonlinie übers Kreuz.

Helge steht einsam auf dem Ueberbau des hintersten Decks und blickt nach dem Land zurück. Er ist über Tauabsperrungen hinweggeklüftet und steht nun und sieht zu, wie die Knotenleine in dem schäumenden Kielwasser zuckt.

Er packt die Leine. Sie zuckt wie lebend. Es ist, als wolle sie ihn zurückziehen.

Ein schlanker Offizier in englischer Uniform — denn das Schiff gehört während der Kriegszeit als Kreuzer der Marine — kommt herauf und stellt ein Fernglas ein. Dann geht

er wieder. Die Schraube vibriert sachte. Das Horn tutet. Aus dem Nebel riecht es nach Steinkohlen, Tangluft und Meeressalz.

Da verschwindet Bedloe Island mit Bartholdis' Göttin. Der erhobene Arm mit der Freiheitsfackel ist von Nebel umhüllt. Die Spitzen des Strahlendiadems um das Haupt werden abgestumpft von den Wolken im Hintergrund.

Es läutet das zweitemal zum ersten Frühstück. Helge geht hinunter.

Die mit grünen Blüschläufern belegten Gänge strahlen im Licht der Deckenlampen, das sich in den Mahagonitüren wiederpiegelt. Eine parfümierte Wärme strömt ihm entgegen.

In einem Korridor begegnet ihm eine Stewardin. Sie ist jung, mit schwarzen Haaren und schwarzen Augen; im Haar trägt sie eine große, weiße Rosette. Ihre Wangen sind frischrot.

Helge tritt zur Seite, und sie lächelt und sieht ihm gerade in die Augen, mit einer Aufforderung in den schwarzen Widen.

— Sie glaubt, ich sei ein reicher, junger Mann, sagt Helge zu sich selbst, weil ich erster Klasse fahre . . .

In dem großen Speisesaal mit seiner Säulengalerie in Weiß und Gold sitzen nur ein paar vereinzelt Passagiere. Die meisten schlafen noch in ihren Kabinen.

Er hat seine Nummer erhalten und setzt sich an seinen Platz. Der Tee duftet, die frischen Waffeln duften, das Silber strahlt. Die Kellner bewegen sich lautlos.

Ein Oberaufsichter verteilt die Menükarten zum Lunch. — Französische und englische Küche, liest Helge. Oberköche von Paillard und Carlton.

Er geht in seine Kabine. Sie ist so blank und zierlich gepuht wie ein Ausstellungsstück. Alles Lack, Mahagoni, grüner Blüsch. Und eine rote Reisebede leuchtet festlich.

Die elektrische Halbkugel schimmert wie ein Opal. Das warme Wasser perlt aus vernickelten Kranen in den Fayence-Waschtisch. Die Seife riecht nach Mandeln.

Ein unendliches Wohlbehagen erfüllt ihn. Er stopft sich eine Pfeife, hüllt sich in seinen Ulster und geht hinauf.

Die Maschinen atmen stärker. Aus dem Innern der Kabinen tönen Lachen und Morgengrüße. Im Badezimmer plätschern die Duschen.

Offiziere gehen grüßend an ihm vorüber.

Es ist noch immer neblig, aber unter dem astrachangrauen Fell ahnt man die Küste. Dort hinten versinkt Coney Island, und gleich einem prähistorischen Riesentier der Sage zeichnen sich die phantastischen Konturen des berühmten Elefantenhotels am Badestrand ab.

Von einer Sandbank aus blüht ein Tag-Deuchfeuer herüber. Die Wogen wallen milchweiß unter dem Wolfenscheiter.

Die Flagge ist gefenkt.

Die Knotenleine zuckt und zerrt. Jetzt ist der Schaum flaschengrün, und wo er weiß siedet, bricht die Tiefe auseinander und wird augenblicklich zu wirbelndem Schwarz. Und Weiß und Grün spülen glättend darüber hin.

Einige Herren promenieren in regelmäßigem Takt über das lange Promenadendeck. Durch die Türöffnungen sieht man die Diener die Salonkoffer auspacken.

Helge wittert.

Welch eine Luft — Welch eine Kraft! Die Kneisergläser sind mit Salzkristallen beschlagen.

Plötzlich heulen die Pfeifen der großen Schornsteine so laut, daß er erschrocken zusammenfährt. Eine ganze Weile schreien sie schrill. Das Trommelfell schmerzt.

Auf der obersten Brücke wandern fünf oder sechs Männer umher; ihre Mühenborten blinken. Nach vorn zu ist es, als wäre der Nebel durchsichtig, als würde er von der anderen Seite her beleuchtet. Aber man kann kaum die Mastspitzen unterscheiden.

Helge fängt an, sich nach Gesellschaft zu sehnen. Die elegante Passagierliste ist noch nicht fertig; er hat erst die elegante Einbandbede erhalten können. Und erst von morgen ab drucken sie die tägliche Schiffszeitung. Aber er weiß, zum

Nachbar bekommt er einen Holländer — van Duus, hatte der Steward gesagt.

Ein einsamer Herr bleibt vor ihm stehen und lüftet eine karierte Reisemütze.

— Mein Name ist van Duus, sagt er; der Steward sagte mir . . .

Sie grüßen beide verbindlich im Gedanken an ihre Plätze erster Klasse.

Van Duus ist ein junger Mann, blond und ein bißchen behäbig.

Vendel sieht, daß er kostbare Ringe und in der Krawatte eine Perle trägt. Vielleicht reist er in Juwelen.

— Jetzt sieht man die Küste nicht mehr, sagt Mynheer van Duus.

— Nein, Gott sei Dank! entschlüpft es Vendel.

Der Holländer sieht ihn an; dann sagt er:

— Ein großes Land, Sir; ein hervorragendes Land. Ein junges Land.

— Ja, sagt Helge.

— Sie sind nicht Amerikaner?

— Nein.

Von Nordwesten her erhebt sich ein leichter Wind. Van Duus schlägt den Kopfragen in die Höhe.

— Ich ebenfalls nicht, äußert er. — Ich glaube, man muß sich ein bißchen Bewegung machen, fügt er hinzu, als Helge nichts sagt.

Vendel lächelt artig.

Er blickt nach Westen, wo alles in blaugrauem Nebel ineinanderläuft.

— Leb' wohl, du gelobtes Land Gottes! sagt er laut.

Der Dampfer hat seine Geschwindigkeit gesteigert. Er stampft sachte, und es brandet gegen die Planken.

Jetzt sieht man keinen Streifen Landes mehr. Die Horizontlinie rundet sich und sinkt gleichsam hinter die Wogenkämme. Aber das Nebelband, das zumterst die schwerste Färbung hat, etwas zwischen Erdbraun und Moosgrün, gemahnt in der Zeichnung an einen fernen Strand. Und wenn der Blick an der Wand aufwärts gleitet, so wechselt es in dem grauen Gewebe und spielt in weißen Streifen und Linien. Ja, wenn man eine Weile auf dem gleitenden, sich hebenden, schaukelnden Deck gestanden und durch das nasse Glas nach dem Nebelhintergrund hingestarrt hat, so kann man fast alles nur Erdenfliche aus den Spektrumfarben hervorwachsen sehen. Es entsteht eine lichte Riß im Tuch, und tief darunter zittern Axtterrelinge mit hämmernden Haken und Splinten, und es spritzt Tropfen und Schaum.

Dehnt sich nicht die Riß zu einem weiten Portal in einer weißen Mauer? Blickt er nicht in eine breite Straße, die zu einem großen Platz führt? Und da liegt ein feltjames, schönes Schloß. Es ist ebenso schön wie das Schloß in der Luftspiegelung über dem Strom, damals, vor langer Zeit, und die Stadt ist ebenso festlich und flammt zum Willkommen mit offenen Toren und wunderbaren Farben, und alles, Platz und Turm und Brücke und Schloß und Wasser kennt er gar wohl wieder; aber noch nie zuvor hat er es so schön gesehen, so wie aus lauter Edelstein gemacht, und nie ist es ihm so erschienen wie jetzt, hoch in der Luft in den Wolken und mit dem rollenden Ozean zum Teppich. Mit ausgestreckten Armen hätte er hinüberwandern mögen.

Er richtet sich auf und trocknet seinen Kneifer ab. In der Luft fängt es an zu fingen, und es rüttelt und stampft. Mit jedem Stoß wird er näher getragen.

Näher.

Heim.

Er geht langsam hinab auf das Vorderdeck, bis zum äußersten Ende am Steven. Eine Maskade sprüht gegen die hohen Bugwände. Er sieht die Wogengerbe sich heben und mit zerbrochenen Kämmen in die schwarzgrauen Täler hinabrollen. Es braust aus der Tiefe. Überall Nebel.

Das Foghorn tutet.

Das Schiff geht stetig gradaus gen Osten und verschwindet in den Nebel hinein, der noch die Sonne verbirgt.

Aus dem Dunst klingt über die Schaumslaggenlöden des Propellerwassers her ein Echo vom Ruf des Nebelhorns. Nebelweiße.

Grüne Weiten von stürzenden Wogen.

Ein lechter, langgedehnter Ton der Sirere.

Nebel.

Der Weihnachtsgedanke im Volksempfinden.

Von G. Falkenfels.

Uralt, älter als Kirche und Christentum ist im deutschen Volksempfinden der Gedanke, daß die Jahreswende der Sonne, die zum aufsteigenden Leben führt, wahre „Weihnächte“ in sich birgt, in denen mehr vom Naturgeheimnis offenbar werden mag, als sonst im Abrollen des Sonnenjahres. Im altgermanischen Empfinden war diese Drehung des Sonnenrades, wie so anschaulich die alten Quellen den stets gleichmäßigen Wechsel der Jahreszeiten nennen, ein Symbol des Weltenbaues selbst, von dem sich der Deutsche, bevor ihm die römischen Mythen bekannt wurden, folgende Vorstellung machte:

Ursprünglich war nur der Baum. Gimmungagap nennt ihn die Edda, das älteste Denkmal, in denen sich der Weihnachtsgedanke unabhängig von seinen späteren Deutungen findet. An seinem nördlichen Teil entsprang die Quelle der Kälte. Sie kühlte ihre Umgebung in frostige Nebel. Dort war das Nebelheim (Nifelheim), von dort strömten die nebelgrauen Kältebogen hinaus in die Welt und trachteten, sie mit Grauen und ewiger Leblosigkeit zu erfüllen. Daran aber wurden sie gehindert durch die Wärme, die sich dem Kältebog entgegenstellte und aus Nids Brunnen, dem Wärmequell im Süden des Raumes kam. Wo sich die beiden Strömungen trafen, leimte das Leben in tausendfacher Gestalt, als Götter, als Riesen, als Menich und Tier und Pflanze. Alles das ist verkörpert im Sinnbild der Weltische Jaggdrasil, die ihre Wurzeln sandte zum Wärme- und Kältequell, ihre tiefste dritte Wurzel aber in den Brunnen senkte, aus dem die lebenerhaltende Weisheit floß.

Diese Vorstellung vom Weltenwerden und Sein hat man nicht umsonst die schönste aller Mythologien genannt. Denn sie vereinigt wirklich in seltener Weise Wirklichkeiten, echtes Wissen mit einer Vorstellung von den kosmischen Gesetzen, die eigentlich nur in anderer Sprache, in dichterischen Bildern dasselbe sagt, was sich heute wissenschaftliche Weltanschauung nennt. Wäre im Ablauf deutscher Entwicklung aus jenen Vorzeiten in natürlichem ungeführtem Wachstum die Gegenwart entstanden, nie hätte sich die tiefe Kluft zwischen Volksempfinden und Wissenschaft aufgetan, unter der unsere Kultur heute leidet.

Die altdenische Schöpfungssage ist nämlich, wie man leicht erkennt, vor allem eine geographisch richtige Beschreibung der Naturverhältnisse des Erdteiles zwischen dem nördlichen atlantischen Ozean und Afrila-Nifelheim gibt es wirklich. Es ist der Teil zwischen der Küste von Labrador und Island, nicht weit von dem Punkte, wo die „Titanic“ auf dem Meeresgrund langsam zum Josfial wird. Dort braut ewiger Nebel, fast ununterbrochen gehen seine Sprühregen nieder und um die von Norden herantreibenden Eisberge brodelte eisiges Wasser, das aus der Vassinsbai, dem wahren Kältebrunnen der Welt, langsam herausströmt. Es ist jene Weltgegend, aus der die fast jede Woche im europäischen Wetterbericht wiederkehrende isländische oder atlantische Depression ihren Ausgang nimmt und wie ein Dämon der Eishölle, begleitet von Stürmen, Regenböen und Wetterstürzen langsam über Europa hinwegzieht, wo sie schon viel von ihrer ursprünglichen Macht verloren hat, bis sie, etwa an den Südgrenzen Deutsch-Oesterreichs endgültig von der trockenen Luft der Steppen aufgelesen wird. Den Dichtern der Edda war diese Quelle alles Naturheils, die für den Naturmenschen nur zu oft Tod und Weltuntergang bedeutete, nur zu wohl bekannt, ist doch die Edda in Island aufgezeichnet worden. Viel weniger bekannt war ihnen dagegen Urds Bronnen, von dem nur ferne Sendboten und Sagen nach deutschem Land herüberliefen vom afrikanischen Süden, nach dem alle Sehnsucht ging, die aber nur von Ostgoten und Vandalen, und von denen nur zu ihrem Unheil, verwirklicht wurde. Der Südwind, die dem Nordländer am südlichen Himmelstrand dahingehende Sonne, jeder Wanderer vom Süden brachte Kunde, daß der Quell der Wärme am anderen Ende der bekannten Welt wieder jenseits eines Meeres zu suchen sei. Solche Wanderer aus dem Süden aber gab es oft, denn reichlich sind uns ihre Spuren erhalten in altgermanischen und vorgeschichtlichen Grabdenkmälern als Nephrit- und Jadedeichmud und Waffe. Beide Gesteine kommen in Europa vor; sie finden sich „gewaschen“ im südöstlichen Asien und die wenigen Fundorte in Skandinavien kommen gar nicht in Betracht angesichts der weiten Verbreitung von Nephritbeilen in der prähistorischen Welt. Wandernde asiatische Händler haben sicher das meiste davon nach der Ultima Thule gebracht, gleich wie die Griechen und Phöniker schon in Urzeit hinauszogen nach Nifelheim an die Bernsteinküsten, um den hochgeschätzten „Elektron“ zu holen, dessen Name erst drei Jahrtausende später so ungeachtet Bedeutung für den Menschen erlangen sollte. Solche Voten aus der heißen Welt aber bestätigten dem Deutschen der Vorzeit die Wichtigkeit seines Weltbildes und die Tatsache einer südlichen Wärmequelle.

Wie richtig war aber erst der Satz von der Welteneiche, die in der Weisheit, in der höchsten Kultur wurzelt, just in richtiger Mitte zwischen dem Kälte- und Wärmeland. Wie sinnvoll, daß das Leben gerade dort entstehe, wo sich kalte und heiße Strömungen mischen! Deutschland, Mitteleuropa war damit als die Wiege der Menschheit und der Kultur gekennzeichnet. Das ist eine Anschauung, zu der die Wissenschaft sich erst in unseren Tagen durchgerungen hat. Sie ist

heute zu der Ueberzeugung gekommen, daß Mitteleuropa immer eine führende Stellung hatte, und die prähistorischen Skelettfunde namentlich der Cro-Magnon-Zeit haben den alten Irrtum endgültig zerstört, als sei der Europäer nicht Eingeborener seines Landes, sondern ein Einwanderer aus dem fernem Indien.

So besteht denn das schöne dichterische Bild der Edda auch vor dem wissenschaftlichen Bewußtsein von heute zu Recht und damit auch der Weihnachtsgedante, der nichts anderes als eine Projektion dieser geographisch-entwickelungsgeschichtlichen Behauptungen auf den Kreislauf des Jahres ist. Was unsere Vorfahren in der horizontalen Erstreckung des ihnen bekannten Weltteiles sahen, erlebt jeder von ihnen auch im Ablauf eines Jahres. Die Kälte- und Wärmequelle wurde jedem fühlbar und jeder merkte, daß in dem Augenblick, da beide miteinander stritten, das neue Leben aufblühte, als entsündeten dadurch die Grundstoffe des lebendigen Werdens.

Von selbst wurde dadurch das Sinnen und Grübeln auf den Beginn dieser jährlich wiederkehrenden Lebenszeugenden, schöpferischen Wandlung hingelenkt, und rasch hatte der scharfsinnige Volksgeist herausgefunden, daß noch mitten im Frost und Eis diese Wandlung sich vorbereitete, in einer Woche, die als die lebensheiligende zauberisch-unverständliche und doch so sichtbar wirkende Zeit aus dem ganzen Jahresablauf hervorgehoben wurde als die Woche der Weihnachtsächte.

Was der Mensch in einfachste Begriffe kleidend, unbestimmt aber doch mit unerbittlich sicherem Gefühl empfand, ist auch für den Kulturmenschen von heute gültig geblieben. Wenn er nicht ganz entartet und abgestumpft ist für die natürlichen Bedingungen seines Seins, wird ihn ein inneres Gefühl immer dazu treiben, die Weihnachtswoche bedeutsam zu empfinden und auch festlich zu begehen. Aus tiefem, im Wesen der Natur begründeten Ursachen hat sie ihm etwas zu sagen, einen der ewigen und alle Menschen gleicherweise berührenden Gedanken, die das Volksempfinden stets mit ungemein feinem Gefühl zu erfassen und auch mit höchster Kunst und Innigkeit in sinnige Formen einzukleiden wußte. Auch in aller Zukunft wird das Volksgemüt stets eine herzbevegende Form dafür finden, so oft auch noch das Symbol des Weihnachtsgedankens wechseln mag.

Der Braubottich.

Von Selma Lagerlöf.

Vor langer, langer Zeit, als die Wölfe noch mächtig und gefährdet waren, überfielen sie einmal einen Bauern aus Wesfal, der mit einer Ladung Vöttchergelähe umherfuhr. Sie jagten eines Abend hinter ihm her, als er eben über den Soljansee und Rättvil fuhr. Es waren ungefähr dreißig Stück, und der Bauer hatte kein gutes Pferd, so daß er nicht viel Hoffnung hatte, ihnen entweichen zu können.

Die Wölfe überfielen den Mann nicht sogleich, nachdem er aufs Eis hinausgefahren war, sondern erst, als er sich mitten auf dem See befand. Da stürzten sie von einer kleinen Landzunge aus auf ihn zu, gerade als ob sie dort auf der Lauer gelegen und auf ihn gewartet hätten. Das Eis war nicht glatt und glänzend, sondern mit einer dünnen Lage von hartgefrorenem Schnee bedeckt, Menschen und Tiere konnten mit Leichtigkeit darauf gehen; und die Wölfe kamen mit solcher Geschwindigkeit auf den Bauern zu, daß er nicht mehr Zeit hatte, das Pferd zu wenden; schon war der erste Wolf neben ihm und schnappte nach dem Aermel seines Pelzrodes.

In wilder Hast beugte er sich vor und hieb mit dem Peitschenstod auf das Pferd ein, so daß es mit aller Macht davonjagte und die Wölfe weit hinter sich ließ. Darauf nahm der Bauer sein Fell-eisen heraus, worin er seinen Mundvorrat hatte, und warf es aufs Eis.

Während die Wölfe den Sad durchwühlten und die leere Butterdose und die abgenagte Hammelkeule herauszerrten, konnte der Bauer ein wenig aufatmen. Er hatte eine recht große Ladung Daubengefäße auf seinem Wagen, und das natürlichste wäre gewesen, daß er jetzt eiligst die Stride, mit denen die Kübel, Vöttche und Wannen festgeschnürt waren, durchgeschnitten und die Gefäße aufs Eis geworfen hätte. Wenn er dann davongejagt wäre, als sei der Leih-haistige hinter ihm her, so hätte er doch noch eine Möglichkeit gehabt, sein Leben zu retten. Aber der Mann war vor Schrecken ganz verwirrt. Ein so einfacher Ausweg wie dieser fiel ihm gar nicht ein, er blieb im Gegenteil ruhig vorne auf seiner Ladung sitzen. Man darf aber nicht meinen, daß er überhaupt keinen Gedanken gehabt hätte, im Gegenteil, es drängten sich so viele Gedanken in seinem Gehirn, daß er keinen festhalten konnte.

Während er so wie gelähmt dastoh, sah er, daß sich zwischen den Tannenbüschen, die auf dem Eis aufgepflanzt waren, um den Weg zu bezeichnen, etwas bewegte. Und als er sah, was es war, wuchs der Schrecken, der ihn schon vorher erfaßt hatte, ins Ungeheuer.

Aber nicht Wölfe waren es, die ihm da entgegenkamen, sondern eine alte, arme Frau. Sie hieß die Finnen-Malin und war eine rechte Landstreicherin. Sie hinkte ein wenig und hatte auch einen kleinen Pöcker; er konnte sie schon aus der Ferne erkennen. Die Frau ging gerade auf die Wölfe zu. Offenbar verdeckte sie der Schlitten vor ihr, und der Bauer wußte sogleich, wenn er an ihr vorüberfuhr, ohne sie zu warnen, dann fiel sie den wilden Tieren

untwiederbringlich zur Beute, und während diese die Alte zerrissen, konnte er entkommen.

Ja, wenn er sie nur ruhig ihren Weg fortsetzen ließ, dann war er sicher gerettet. Davon konnte nicht die Rede sein, daß die Finnen-Malin den Fleggrimmern entrinnen könnte. Langsam, auf einen Stoß gestützt, kam sie daher, sie war alt und schwach und hatte nichts, womit sie sich hätte verteidigen können.

Es war also ausgemacht, wenn er ihr nicht half, dann kam es davon, er und das Pferd.

Aber, wenn er ihr half und sie auf den Schlitten nahm, war er durchaus nicht sicher, daß sie gerettet wurde, ja, wenn er dies tat, war es fast sicher, daß er eingeholt wurde, und dann fielen den Raubtieren vielleicht drei Leben zur Beute. Er hatte Frau und Kind daheim, die niemand anders zur Stütze hatten als ihn.

Die Finnen-Malin dagegen war eine einsame Person. Sie war nur ein altes böses Bettelweib. Auf der ganzen Welt würde niemand um sie trauern.

Er konnte wahrlich schnell denken, wenn er wollte. All dies stand fast in demselben Augenblick, wo er die Finnen-Malin erblickte, klar vor ihm. — Und damit war es noch nicht genug, er mußte zugleich daran denken, wie es ihm wohl nachher selbst gehen würde. Ob er Gewissensbisse bekäme, weil er dem Weib nicht geholfen hatte, ob die Leute erzählten, daß er ihr begegnet war und sie im Stiche ließ. In seiner Brust entspann sich ein großer Streit, und er sagte sich schließlich: Es wäre mir lieber, ich wäre ihr gar nicht begegnet.

In diesem Augenblick stiegen die Wölfe ein lautes Geheul aus. Das Pferd schreckte zusammen, fuhr wild davon und jagte an dem Bettelweib vorbei. Sie hatte das Wolfsgeheul auch gehört, und als der Bauer an ihr vorüberlief, las er in ihrem Gesicht, daß sie wußte, was ihr bevorstand. Sie stand da, den Mund zu einem Schrei geöffnet und die Arme um Hilfe ausgestreckt, aber sie hatte weder geschrien noch einen Versuch gemacht, sich auf den Schlitten zu werfen. Sie war wie versteinert von irgendeiner Erscheinung.

„Ich habe wohl wie ein böser Geist ausgesehen, als ich an ihr vorüberfuhr“, dachte der Bauer. „Es ist gut, daß es jetzt getan ist“, dachte er, während das Pferd weiterjagte, und er versuchte, sich jetzt, wo er seines Lebens sicher sein konnte, zufrieden zu fühlen. Aber in demselben Augenblick begann es in seiner Brust zu arbeiten und zu brennen. Er hatte noch nie etwas Böses getan, und nun hatte er in einem einzigen Augenblick sein Leben verdorben. Um sich zu beruhigen, fing er an, mit dem Pferde zu sprechen.

„Du, Rappe, es gab ja keinen anderen Ausweg“, sagte er. „Wir wollen uns das Spiel nicht verderben, indem wir die Reue aufgenommen lassen.“ Aber plötzlich hielt er das Pferd mit einem gewaltigen Ruck an. „Ja, was ich gesagt habe, ist ganz richtig“, sagte er in einem ganz anderen Ton, „wir wollen uns das Spiel nicht verderben. Was würde das für ein Leben geben, wenn wir uns jeden Tag schämen müßten!“

Nur mit großer Mühe gelang es ihm, das Pferd zu wenden; aber schließlich brachte er es doch zustande, und er hatte die Finnen-Malin bald wieder erreicht.

„Steige schnell auf meinen Schlitten!“ befahl er ihr, und er sagte es so hart, als sei er wütend. Und das war er auch. Auf sich selbst war er böse, weil er das Weib nicht ihrem Schicksal überlassen konnte. Als sie wieder auf der Flucht waren, dachte er: „Der liebe Gott mußte es jetzt von Rechts wegen so einrichten, daß mich die Wölfe in Ruhe ließen. Jetzt klammerte sich das Weib an seinen Arm und wimmerte. „Du tatest besser, daheim zu bleiben, Du alte Heze, anstatt Dich immer herumzutreiben. Nun werden wir beide Deinnetwegen umkommen, der Rappe und ich.“

Das Weib erwiderte kein Wort, aber der Bauer war jetzt in einer so verzweifelten Stimmung, daß es ihm geradezu Vergnügen machte, sie zu quälen. „Der Rappe ist heute schon sechs Stunden gelaufen, und alt ist er auch, da wirst Du begreifen, daß er bald müde sein wird. Und die Last ist nicht leichter geworden, seit Du dazu gekommen bist.“

Der Schlittensufen Invidate auf dem Eis, aber trotzdem vermeinte er zu hören, wie die Taten der Wölfe hinter ihm aufschlugen, und er fühlte, daß die Raubtiere ihn eingeholt hatten.

„Jetzt ist es aus mit uns“, sagte er. „Daß ich Dich zu retten versucht habe, ist weder Dir noch mir gut bekommen, Finnen-Malin.“

Erst jetzt sprach das Weib ein paar Worte. Vorher hatte sie nur geschwiegen, wie jemand, der an Scheltworten gewöhnt ist.

„Ich kann nicht verstehen, warum Du Deine Gefäße nicht abladest und die Last erleichterst“, sagte sie. „Du kannst ja morgen früh wiederkommen und sie zusammenlesen.“

Was es nun auch sein mochte, ob es daher kam, daß das Weib so klug sprach und die Hoffnung hatte, daß er morgen wieder herkommen könnte, oder ob es von etwas anderem herkam, aber gerade da gewann der Bauer etwas von seiner Ruhe wieder.

„Wirst sie doch ab“, sagte das Weib. „Du kannst Dir denken, daß sie Dir niemand stiehlt. Du wirst sie alle wiederbekommen.“

Der Bauer entgegnete nichts, unbeweglich und unverwandt betrachtete er seine Vöttche. Mitten drin stand ein großer schwerer Braubottich. Auf ihn waren seine Augen gerichtet, als könne er sich nicht entschließen, diesen abzuladen. Aber in Wirklichkeit waren seine Gedanken von etwas anderem in Anspruch genommen. „Pferd und Mann, denen nichts fehlt, sollten doch eigentlich nicht geopfert

werden," dachte er. "Es muß einen Weg zur Rettung geben. Sicher gibt es einen. Der Fehler ist nur, daß ich nicht herausfinden kann, was ich tun muß."

"Probier es nun damit, die Bottiche abzuladen," drang die Frau in ihn. "Wenn das nicht hilft, dann werde ich mich selbstverständlich den Fressläden überliefern, damit Du entkommst."

Während sie dies sagte, hörte sie ihn ein Gelächter ausschlagen. Er lachte über sich selbst, weil er so dumm gewesen war. Jetzt war ihm das Nichtige eingefallen. Er wußte, was er tun mußte, um alle drei zu retten. Es war ganz leicht und einfach. Er mußte laut lachen, daß er nicht früher daran gedacht hatte.

"Du kannst wohl fahren, Malin?" fragte er.

"Ja, das kann ich schon," antwortete das Weib.

"Paß nun wohl auf, Malin. Was Du da gesagt hast, daß Du Dich selbst den Wölfen vorwerfen wolltest, war wirklich nobel von Dir. Und gewiß deshalb hat mir Gott jetzt einen so guten Gedanken eingegeben, daß uns allen dreien geholfen wird. Du mußt jetzt nur tun, was ich sage. Du nimmst die Zügel, und was ich auch danach tue, Du bleibst ganz ruhig sitzen und fährst geraden Weges nach Rättvik auf den Posthof. Dort weckst Du die Leute auf und sagst ihnen, daß ich hier mit dreißig Wölfen allein auf dem Eise sei, und bittest sie, mir zu helfen."

Während er dies sagte, war er auch schon eifrig beschäftigt, die Bottiche abzuladen. Die Wölfe sprangen um den bespadten Schlitten her, und er schlenberte den vordersten Bottich und Mißel an die Köpfe, daß sie zu Boden fielen und der Klappe wieder einen Vorsprung gewannen. Nur mit großer Mühe konnte der Bauer den großen Draubottich aufs Eis hinunterdrücken, aber schließlich gelang es ihm doch und in demselben Augenblick sprang er selbst vom Schlitten.

"Tu nun, wie ich Dir gesagt habe!" rief er der Alten zu.

"Jawohl," antwortete sie und fuhr weiter, ohne sich umzusehen.

"Diese Finnen-Malin ist besser, als ich geglaubt hätte," dachte er. Doch schon hatte er alle Wölfe um sich her. Das wollte er gerade. Er lief eine kleine Strecke quer übers Eis hin, damit der Schlitten entkommen konnte. Dann eilte er mit einer jähen Wendung zu dem Bottich zurück, kippte ihn um und kroch darunter.

Es war ein großer, schwerer Bottich, dazu gemacht, einen ganzen Weihnachtsvorrat an Bier fassen zu können. Die Wölfe sprangen darauf zu, hüpfen auf den Boden hinauf, bissen in die Reifen und versuchten, den Bottich umzustürzen. Aber er war zu stark und zu schwer, sie konnten nichts ausrichten.

Sie heulten vor Wut, daß der Bauer ihnen so nahe war und sie ihn doch nicht erreichen konnten, und sie versuchten, ihre Zähne unter dem Bottich hineinzufrägen, um ihn umzustürzen. Aber da zog der Bauer sein Messer heraus und hieb nach ihnen.

"Tagt ihr nur! Tagt ihr nur!" rief er.

Er wußte, er war sicher, die Wölfe konnten ihm nichts anhaben, und er lachte unter seinem Bottich.

Aber plötzlich überfiel ihn ein merkwürdiges innerliches Wehen. Es verbreitete sich über seinen ganzen Körper; Hände und Kopf zitterten, und Tränen traten ihm in die Augen. Aber dies kam nur daher, daß er sowohl der Lebensgefahr, als auch der anderen Gefahr, unrecht zu tun, entgangen war. Nur Freude war es, die ihn packte und schüttelte. Der Gedanke, daß er sich unter dem Draubottich retten konnte, kam ihm sehr merkwürdig vor. Es hatte so nahe gelegen und doch war es ihm so schwer gefallen, ihn zu finden, aber dann war er gerade noch im rechten Augenblick gekommen. Es war nur ein kleiner, kleiner Gedanke, aber er hatte die Kraft gehabt, ihn zu retten. Wenn er ihm nicht gekommen wäre, wären sie jetzt alle drei, er und der Klappe und das Finnenweib von den Wölfen zerrissen.

Er war ganz außer sich vor Rührung; er legte seine Lippen an den Bottich und küßte ihn. "Sobald ich wieder in irgendeiner Gefahr bin, werde ich an diesen Draubottich denken," sagte er. "Gott macht es doch nie so schlimm für uns, daß es nicht noch einen Ausweg gäbe. Man muß nur Grütze genug im Kopfe haben, ihn zu finden. Ich werde jetzt immer überlegen, ob nicht die Rettung hinter mir auf dem Schlitten sitzt, wenn ich sie auch nicht sehe."

Kleines feuilleton.

Weihnachten beim englischen Volke. In seinem "Christmas Carol" läßt Charles Dickens den Neffen dem alten Geizhalse und Menschenfeinde Scrooge sagen: "Aber ich habe die Weihnachtszeit, wenn sie gekommen ist, stets als eine gute Zeit betrachtet: als eine Zeit der Freundschaft und Vergebung, der Freigebigkeit und des Vergnügens, als die einzige Zeit, die ich in dem langen Kalender kenne, zu der die Männer und Frauen einmüßig einander die Herzen öffnen. Und deshalb, Dankel, glaube ich, daß sie mir, obwohl sie mir nie ein Körnchen Gold oder Silber eingebracht hat, gut getan hat und gut tun wird, und ich sage: "Gott segne sie!" Worauf ihm Scrooge bissig erwidert: "Du bist ja ein ganz gewaltiger Rebner. Ich wundere mich, weshalb Du Dich nichts ins Parlament wählen läßt." Und der alte Griesgram schließt das allen englischen Kindern genau bekannte Inverview mit den Worten: "Guten Tag! Da ist noch ein Kerl . . ."

mein Schreiber, der 15 Schilling die Woche verdient, Frau und Kinder zu ernähren hat und von fröhlichen Weihnachten redet. Ich werde mich ins Irrenhaus zurückziehen."

Aber in der darauf folgenden Nacht wird Scrooge gründlich kuriert. Der Weihnachtsgeist erscheint ihm im Traume und läßt ihn seine Vergangenheit und seine schreckliche Zukunft sehen. Ein neuer Mensch stürzt Scrooge des Morgens aus dem Hause, kauft den festesten Trutzbahn in der Stadt und stürzt mit dem Geschenk in die Wohnung seines Schreibers, dem er auch noch eine Gehaltserhöhung verleiht. Worauf der Schreiber Bob Cratchet erschrocken zur Kohlenhaufel greift, da er glaubt, der alte Knider sei plötzlich wahnsinnig geworden.

Mit seinem "Christmas Carol" hat Dickens seinen Namen unauslöschlich in die Herzen aller englischen Kinder geschnitten, denen der alte Scrooge, Bob Cratchet und der kleine Tim weit wirklichere und wichtigere Personen sind als die langweiligen Wilhelm der Eroberer und Heinrich der Fünfte. "Christmas Carol" gibt ein anschauliches und heiteres Bild von der englischen Weihnachtsfeier. Doch dem Ausländer wird es kaum gelingen, sich an der Hand dieses Leitfadens in die englische Feier dieses uralten Festes hineinzuleben.

Weihnachten bedeutet dem Engländer vor allen Dingen eine große Schmauserei. Das war wohl auch der Hauptinhalt des Sonnenwendefestes bei unseren germanischen und keltischen Vorfahren. Aber in keinem anderen Lande hat das Christentum den alten Heiden so wenig bezwungen wie gerade in England. Der große Schmaus zu Ende des Jahres ist den Engländern etwas Selbstverständliches, eine vieltausendjährige Lebensgewohnheit, die alle Regierungs- und Wirtschaftssysteme überdauert hat. Man verdirbt sich den Magen, weil sich die Vorfahren zur selben Zeit den Magen verborgen haben. Auch die ärmste Familie fängt schon früh im Jahre an, einige Kupferstücke die Woche für das große Fest zurückzuliegen. Entweder bringt man das Geld zum Sparverein oder zum Weihnachtssklub des Krämers, der einem dafür vor Weihnachten die zu einem Weihnachtsspudding nötigen zahlreichen Bestandteile liefert. Denn wer zu Weihnachten keinen "Christmas Pudding" hat, dem muß es geradezu jämmerlich gehen. Millionen Familien müssen sich das ganze Jahr hindurch kümmerlich durchschlagen; aber zu Weihnachten wollen sie wenigstens einmal das wohlthuende Gefühl genießen, einen vollen Magen zu haben. Vor zwei Jahren hat sich ein Londoner Schneider mit seinem Sohne am Weihnachtstfest zu Tode gegessen; die beiden hatten nicht weniger als 14 Pfund Schweinefleisch in einer Sitzung verzehrt!

Vieles hat das englische Weihnachtstfest mit den Feiern in anderen Ländern gemein. Der geschmückte Weihnachtsbaum ist allgemein verbreitet. Man schickt einander Karten und gibt Geschenke (Christmas boxes). Der zweite Weihnachtstag heißt "Boxing Day" (Geschentag). Einige Wochen vor der Feier ziehen bei anbrechender Dunkelheit Kinder und Musilanten durch die Straßen und singen und spielen Weihnachtslieder (Christmas Carols). Doch wir wollen hier bei den Eigentümlichkeiten des englischen Weihnachtstfestes verweilen, wie es vom Volke gefeiert wird.

Das große Werk des Weihnachtsschmausens ist zweifelsohne der Weihnachtsspudding. Ueberlassen wir dem Geschichtsforscher die Suche nach dem Stammbaum dieses ehrwürdigen Knöbels und wenden wir uns der wichtigeren, praktischen Frage seines Daseins zu. Die Mutter, die einen Sohn in den Kolonien hat, das Mädchen, dessen Schatz jenseits der Meere weilt, schicken ihren Lieben einen Weihnachtsspudding. Gar feierlich geht es in der Küche zu, wenn einige Zeit vor dem Feste der Weihnachtsspudding in Angriff genommen wird. Dann erscheint der große Henkelkopf der Familie, der nur diesem Pudding geweiht ist und ohne den kein Haushalt vollständig ist. Die Mutter steckt bis über die Ohren in der Arbeit und will sich nicht stören lassen. Denn beim Aufbau dieses verwickelten Meisterwerkes der englischen Kochkunst gibt es viel zu denken. Und den Pudding, für den man das ganze Jahr lang gespart hat, will man auch nicht verderben.

Hat die englische Hausfrau das Puddinggemisch zubereitet, so muß jeder Hausgenosse den Drei einmal umrühren, damit das Werk gut gedeihe. Man verbirgt auch wohl Geldstücke oder Ringe in dem Pudding. Wenn dann nach dem reichlichen Weihnachtsmahle der mit einem rote Beeren tragenden Zweiglein der Stechpalme geschmückte Weihnachtsspudding als Pflöpsen für den vollen Magen aufgetragen wird, so gibt es eine neue Zeremonie. Ist der Vater kein Temperenzler, so nimmt er die Whiskeyflasche zur Hand, begießt den Pudding, zündet den Whiskey an, und noch brennend wird das Kunstwerk in Stücke geschnitten und verzehret. Einen ähnlichen Feuerkultus treibt das junge Volk später, wenn es des Schmausens und Singens müde ist. Man spielt "snap-dragon" (Schnapp den Drachen). Eine Schüssel Rosinen wird auf den Tisch gestellt, mit Nagnal begossen und angezündet. Die Umbersiehenden müssen dann die Rosinen aus dem blauen Flammenmeer mit den Fingern holen und zum Munde führen. In die heidnische Vorzeit erinnert auch der allgegenwärtige Mistelstrauch. Auch der Armeist leistet sich am Weihnachtstage einen Mistelstrauch, der über die Tür oder dort aufgehängt wird, wo jedermann vorbeikommen muß. Unter dem Schuße des heiligen Mistel darf man am Weihnachtstage jedes Mädchen küssen. Die Sitte gibt natürlich zu vielen Späßen Anlaß. Man hat andere Gebräuche aus den alten Zeiten haben sich daneben erhalten. . . .